

»Ich übertreibe oft, finde nicht die richtigen Worte. Aber ich kann nicht anders«

Der Schweizer Thomas Hirschhorn gehört zu den wichtigsten Gegenwartskünstlern. Nun zeigt er im Bündner Kunstmuseum eine Anthologie seines Schaffens. Ein Gespräch über seine Kindheit in Davos, eine große Niederlage in Paris und sein »Projekt Rollator«

DIE ZEIT: Herr Hirschhorn, ich folge Ihnen auf Instagram und habe überrascht festgestellt: Sie sind ein Wandervogel!

Thomas Hirschhorn: Ich finde Wandern einfach schön. Man merkt, dass das Herz noch mitmacht, dass die Muskeln noch da sind. Meine Frau mag es nicht, und mein Sohn ist in der Adoleszenz (*lacht*). Aber Wandern kann man auch allein.

ZEIT: Sie sind jeden Sommer mehrere Wochen in Davos. Was zieht Sie nach Paris, wo Sie seit über 40 Jahren wohnen, zurück an den Ort, an dem Sie aufgewachsen sind?

Hirschhorn: Davos ist super, weil der Ort eine schwierige, vielschichtige Geschichte hat. Das finde ich unheimlich interessant. Es gibt andere Orte wie Gstaad, dort ist alles so versteckt, oder St. Moritz, wo der Luxus die Vergangenheit übertrifft. In Davos ist alles offensichtlich. Und die Luft tut gut. Ich bin gerne in der Natur.

ZEIT: Auch in Ihrer Ausstellung *My Atlas* hier im Bündner Kunstmuseum in Chur kehren Sie zu Ihren Anfängen zurück und zeigen eine Anthologie Ihres Schaffens. Sie haben sich dafür am *Bilder-atlas Mnemosyne* des berühmten Kunsthistorikers Aby Warburg orientiert und Ihre Arbeiten mit Scotch-Tape auf schwarze Paneele geklebt. Schauen Sie heute anders auf Ihre Werke von früher?

Hirschhorn: Nein, ich bin aber froh, dass ich sie aufbewahrt und nun eine Form gefunden habe, in der es für mich Sinn ergibt, mein Werk ohne großen Überschwang zu zeigen.

ZEIT: Wie sind Sie eigentlich erst Grafiker und dann Künstler geworden?

Hirschhorn: In meiner Familie spielte Kunst keine Rolle. Mein Vater war Buchhalter, meine Mutter Hausfrau. Die beiden konnten keine eigenen Kinder bekommen, darum haben sie mich und meine Geschwister adoptiert. Wie alle Kinder hatte ich ein Talent: Ich konnte gut zeichnen, was darin immer der Beste in der Schule. Da lag es auf der Hand, eine Berufslehre als Schriftsetzer in der Buchdruckerei Davos zu machen.

ZEIT: Hat Ihnen die Arbeit gefallen?

Hirschhorn: Schriftsetzer ist ein sehr schöner Beruf, weil es klare Regeln gibt. Aber ich war frustriert, weil ich nichts gestalten konnte. Als ich mit der Lehre fertig war, bewarb ich mich in Zürich für den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule und wurde aufgenommen.

ZEIT: Das war 1978. Anschließend besuchten Sie dort die Grafikfachklasse.

Hirschhorn: Das war eine wunderbare Zeit. Zum ersten Mal war ich mit Leuten zusammen, die sich für Kunst und Grafik interessierten. Wir besuchten zusammen Museen, zum Beispiel das Ink, den Raum für aktuelle internationale Kunst in Zürich.

ZEIT: Wollten Sie damals schon Künstler werden?

Hirschhorn: Nein, ich wollte Grafiker werden. In meiner Studienzeit hielt Alexander Jordan vom kommunistischen Grafikkollektiv Grapus aus Paris einen Vortrag an der Schule. Das hat mich unheimlich beeindruckt. Ich sagte zu ihm: »Ich will bei euch arbeiten!« Er antwortete: »Klar, komm.« Und so kam ich nach Paris.

ZEIT: Wie alt waren Sie da?

Hirschhorn: 25.

ZEIT: Wie hat man Sie in Paris empfangen?

Hirschhorn: Ich kam mit meiner Zeichenmappe bei Grapus an und wollte einer von denen sein. Sie schauten meine Sachen an, fanden die gut und sagten mir: »Thomas, du kannst reinzeichnen.« Das wollte ich aber nicht, ich wollte gestalten! Das war meine erste große Niederlage.

ZEIT: In Paris sind Sie trotzdem geblieben. Wieso?

Hirschhorn: Es wäre eine Schande gewesen zurückzukehren. Schließlich hatte ich selbst entschieden, nach Paris zu gehen, niemand hatte mir das befohlen. Es war wie im Militär.

ZEIT: Das verstehe ich nicht.

Hirschhorn: Ich war Leutnant in der Schweizer Armee, das ist der unterste Offiziersgrad. Dann wollte ich nicht mehr und habe den Dienst verweigert. Man sagte mir: »Geh zum Psychiater, dann kommst du weg.« Ich sagte mir: »Thomas, du hast den Scheiß mitgemacht. Wenn du jetzt nicht mehr willst, gehst du halt ins Gefängnis.« Ich saß vier Monate. Das war okay, ich war ja selbst schuld. Auch in Paris habe ich mir gesagt: »Das zeige ich jetzt durch und zahle den Preis.«

ZEIT: Wie kamen Sie über die Runden?

Hirschhorn: Geldmäßig war es schwierig. Ich wohnte in irgendwelchen *chambres de bonne*, kleinen Mansardenzimmern. Einen festen Job hatte ich nicht. Deshalb kam ich im Sommer in die Schweiz, um zu arbeiten. Bei einem Umzugsunternehmen in Zürich oder bei meinem Bruder, der ein Altersheim leitete. Die alten Menschen zu putzen, das war eine super Erfahrung.

ZEIT: Sie haben 1982 noch als Student an der Kunstgewerbeschule notiert, was Sie als Gestalter erreichen wollen: »Ich möchte Wirkung erzielen, Botschaften vermitteln, öffentlich arbeiten, ohne mich an eine bestimmte Zielgruppe zu richten, aktuell sein und Emotionen wecken.« Heute kann man sagen: Sie haben Ihr Ziel erreicht.

Hirschhorn: Ich versuchte damals, Grafik für mich und aus mir heraus zu machen. Ich wusste: Wenn ich etwas zustande kriegen will, dann muss ich aus dem schöpfen, das mir eigen ist. Und dem muss ich treu bleiben.

ZEIT: Sie sagten einmal, sie wollten sich einen »Platz in der Kunstgeschichte« erarbeiten. Woher kommen Ihr Ehrgeiz und Ihre Disziplin?

Hirschhorn: Ich war immer super diszipliniert. Darum hatte ich zuerst auch kein Problem mit

trifft man jeden zweiten Tag jemanden, der fragt: »Was machst du, Thomas? Woran arbeitest du?« In der Isolation, die ich in Paris erlebte, war es mir möglich, meine Ausdrucksform zu finden.

ZEIT: 13 Jahre lang hielten Sie durch. Erst mit 38 konnten Sie von Ihrer Kunst leben.

Hirschhorn: Um sie zu ermutigen, sage ich jungen Studierenden gern: »Hey, ihr seid erst 25, so lange musste ich Kunst machen, bis ich davon leben konnte.«

ZEIT: Was war das für ein Gefühl, als Sie merken: Jetzt kann ich von meiner Kunst leben?

Hirschhorn: Es war eine Anerkennung. Ich sah, dass ich mit meiner Arbeit nicht total daneben-gelegen hatte.

ZEIT: Haben Sie an sich gezwweifelt?

Hirschhorn: Natürlich. Ich hatte mich dreimal um

das Eidgenössische Kunststipendium beworben und es nie erhalten. Das macht etwas mit dir. Entweder sagst du dann: »Okay, ich bin schlecht.« Oder du sagst: »Ich bin gut. Die haben es nur nicht verstanden.« Und das habe ich dann auch gedacht (*lacht*).

ZEIT: Zweifeln Sie heute noch an Ihrer Arbeit?

Hirschhorn: Klar. Aber ich kultiviere den Zweifel nicht. Das sage ich auch den Jungen: »Hey, ihr habt schon recht, wenn ihr zweifelt. Aber macht keinen Kult darum.« So was finde ich mühsam.

ZEIT: Ich habe sehr viele Interviews mit Ihnen gelesen. Darin wirkten Sie kaum zweifelnd, sondern immer sehr offensiv.

Hirschhorn: Gut, wenn Sie das so sehen.

ZEIT: War diese Haltung auch ein Kniff, um den Zweifel nicht an sich heranzulassen?

Sie haben gesagt: »Nein, nein, Thomas, wir wollen das weitermachen.«

ZEIT: Konflikte und Zerwürfnisse gibt es bei fast all Ihren öffentlichen Projekten. Brauchen Sie den Streit für Ihre Arbeit?

Hirschhorn: Es gibt Leute, die das behaupten. Kuratoren reden untereinander und sagen: »Thomas Hirschhorn ist kompliziert.« (*lacht*) Damit bin ich nicht einverstanden. Klar, ich könnte die Dinge vielleicht besser und weniger aufbrausend lösen, ich überreibe oft und finde nicht die richtigen Worte. Aber ich kann nicht anders, ich kämpfe für meine Arbeit und nur für meine Arbeit.

ZEIT: Vor einigen Monaten ist eines ihrer Projekte im Berner Münster gescheitert. Sie sollten dort im kommenden Jahr das Reformationsjubiläum mit einer Installation feiern.

Hirschhorn: Ich bin überhaupt nicht böse auf die Berner. Der Münsterpfarrer hatte mich eingeladen, und ich sagte ihm, ich wolle nur etwas machen, das ich vertreten kann. Kunst in Kirchen finde ich oft superlangweilig. Eine Kirche ist ein autoritärer Raum, wenn man den Kampf mit ihr als Raum und als Institution nicht aufnimmt, landet man mit ein paar Videos im Seitenschiff. Der Pfarrer sagte dann: »Klar, mach!« Aber dann bekamen einige Leute Schiss.

ZEIT: Die Gebäudeversicherung hatte den mangelnden Brandschutz kritisiert. Ist das typisch für die Schweiz?

Hirschhorn: So was gibt es überall. Aber etwas, das sich in der Schweiz leider verstärkt hat, ist die Selbstneutralisierung. Das ist das große Problem der Schweiz. Dass sich die Leute ständig fragen: »Darf ich das?« Und schlummern noch: »Darf der das?« Wenn ich ständig denke, ich darf etwas nicht, dann mache ich es nie.

ZEIT: Für Projekte wie den Simone-Weil-Pavillon in Genf oder 2019 die Robert Walser-Sculpture in Biel, bei dem Sie dem Schweizer Schriftsteller ein Denkmal errichteten, arbeiten Sie mit einem Team und Freiwilligen zusammen, die Sie vor Ort rekrutieren. Trotzdem wirken die Aktionen manchmal wie eine Thomas-Hirschhorn-Ego-Show.

Hirschhorn: Ego-Show? In Gottes Namen. Ich akzeptiere, dass man das denkt. Meine Frau sagt auch, dass ich im Gespräch immer auf mich komme. Aber ich mache etwas dafür, ich schaffe etwas, ich leiste eine Arbeit, ich liefere. Und es tut gut, wie kürzlich in Genf im Quartier Acacias, mit Bewohnerinnen und Bewohnern zusammenzuarbeiten, denen scheissegal ist, was ich sonst noch mache. Mit denen muss ich eins zu eins Mensch sein.

ZEIT: Weil Sie Ihre Frau erwähnten: Wie würde Sie den privaten Thomas Hirschhorn beschreiben?

Hirschhorn: Das müssten Sie meine Frau fragen. Ich finde mich eine solide Person, auch in der Krise. Wenn man das begreift, kann man auch aushalten, dass ich ständig nur von mir erzähle (*lacht*).

ZEIT: Einst waren Sie das Enfant terrible der Schweizer Kunst. 2004 sorgten sie mit Ihrer Ausstellung *Swiss Swiss Democracy* für einen Skandal, der dazu führte, dass das Parlament die Kulturförderung um eine Million Franken kürzte. Heuer lautete einer Ihrer Jahresvorsätze, den Sie auf Instagram publiziert haben: »Souverän mit dem Phänomen des Senior-Künstlers umgehen.« Mögen Sie diese neue Rolle?

Hirschhorn: Ich nehme die Rolle ja nicht an. Sie wird an mich herangetragen. Für mich ist das eine neue Herausforderung.

ZEIT: Ist das eine Form von Altersmilde?

Hirschhorn: Vielleicht, aber ich würde auch sagen, daraus spricht eine gewisse Weisheit.

ZEIT: Nächstes Jahr werden Sie 70. Wie wird man als Künstler alt, ohne zu verbittern?

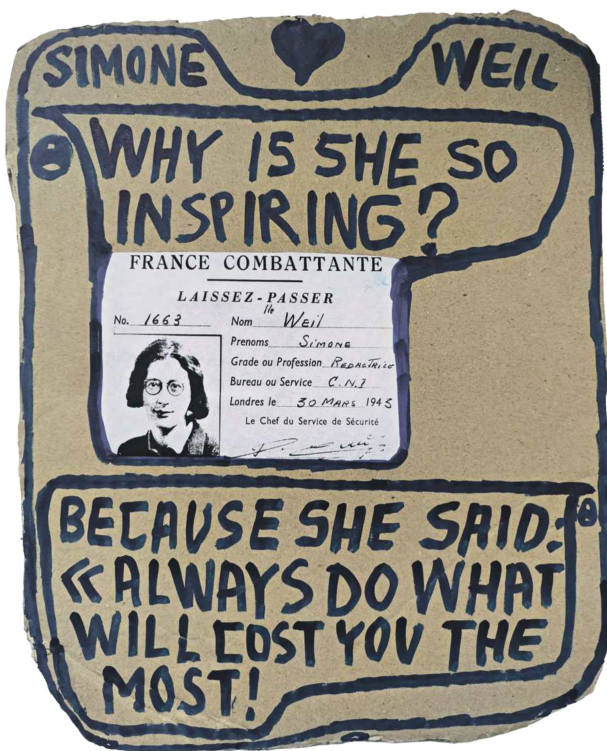
Hirschhorn: Das ist einerseits mein Charakter, andererseits ist die Kunst für mich etwas grundsätzlich Emanzipatorisches. Dank ihr ist es mir gelungen, mich von meiner Familiengeschichte zu lösen. Kunst ist für mich etwas Positives.

ZEIT: Beschäftigen Sie sich mit dem eigenen Tod? Trotzdem muss man akzeptieren, dass man nicht ewigdauert. Tut das dann zähl, ist, was man gemacht hat.

ZEIT: Was passiert dann mit Ihrem Werk? **Hirschhorn:** Ich habe ein Archiv gegründet und mein Atelier in Aubervilliers verkauft. Während des Corona-Lockdowns ging ich einciniviertel Stunden zu Fuß zur Arbeit. Heute geht das, aber wenn ich 80 oder 90 bin? Darum wohne und arbeite ich nun im selben Haus im 10. Arrondissement. Ich nenne das mein *projet de l'ambulateur*, mein »Projekt Rollator«.

Das Gespräch führte Matthias Daum

»My Atlas« ist im Bündner Kunstmuseum in Chur noch bis zum 6. Dezember zu sehen



Thomas Hirschhorn arbeitet mit einfachen Materialien wie Karton, Klebeband oder Alufolie. Hier eine Plakette für die französische Philosophin Simone Weil, der er in Genf ein öffentliches Kunstprojekt widmete



Thomas Hirschhorn, 69, ist in Davos aufgewachsen und hat in Zürich die Kunstgewerbeschule besucht. Seit mehr als 40 Jahren lebt er in Paris.